

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 222.

Montag, 15. August

1932.

Die Schönste im Land

Roman von Heinz Lorenz Lambrecht.

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Grietje nickte Einverständnis. Um von dem Punkt loszukommen, fragte sie: „Und du glaubst, daß sie sich zu deiner Idee hergibt?“

„Ich hoffe es“, antwortete er nachdenklich. Dann fuhr er mit plötzlicher Lebhaftigkeit fort: „Sieh mal, Grietje, ich hab' mir schon überlegt, ob es nicht praktisch wäre, wenn du mich zu dem Rendezvous mit ihr begleiten würdest. Dann siehst sie doch sofort, daß ich nicht etwa aus irgendwelchen persönlichen Motiven komme, nicht wahr?“

Grietje überprüfte wieder mit ihrem ruhigen Blick sein Gesicht. Sie traute seinen Worten nicht recht. Sie fühlte mit dem feinen Gefühl der Frau, daß er die Unbekannte liebte. „Ist das das Anliegen, das du mir vortragen wolltest?“ fragte sie schließlich.

„Ja. Das eine Anliegen. Ist es zuviel verlangt?“

Grietje fragte: „Das eine Anliegen? Es gibt also noch ein anderes?“

Flip nickte. Das andere Anliegen vorzubringen, schien ihm schwerer zu fallen als das erste. Er brauchte eine Weile, bis er eine Hemmung niedergezwungen hatte. „Es handelt sich um die Finanzierung des Wettbewerbs“, begann er, und erläuterte die geschäftliche Lage der „Lebensfragen“, sprach von Globias, dem geholfen werden müsse und schloß: „Ich habe dabei natürlich an Tante gedacht. Aber sei versichert, daß ich in meinem Leben nicht den Gang hierher unternommen hätte, wenn ich das Geld für mich persönlich brauchte.“

Grietje nickte. Langsam sagte sie: „Und da hast du dir also gedacht, daß ich so eine Art Unterhändler oder Fürsprecher für dich sein soll?“

Diese mit einem ganz leisen Unterton von Geringschätzung gesprochenen Worte ließen Flip sofort die Unmöglichkeit seiner Bitte an Grietje erkennen. Und jetzt konnte er rasch und entschieden sprechen: „Das habe ich mir allerdings anfänglich so gedacht. Aber ich habe mich, fast in diesem Augenblick erst, anders entschlossen: ich werde Tante persönlich bitten.“

„Das ist ein vorzüglicher Entschluß, Flip. Und es wäre mir angenehm, wenn du mich auch mit dem andern Anliegen verschonen würdest.“

„Du willst mich also nicht begleiten?“

„Angern. — Es ist doch immerhin recht merkwürdig, einen jungen Mann, noch dazu einen so selbständigen und unabhängigen wie dich, zu seinem ersten Rendezvous mit einer unbekannten Dame zu begleiten.“

Flip hielt den Kopf schräg. Diesmal merkte er den feinen Spott heraus. Er beschloß indes, ihn zu überhören. Er sagte: „Aber du begreifst doch, daß es sich um kein Rendezvous im gewöhnlichen Sinne handelt!“

„Gewiß, mein lieber Flip, es handelt sich um eine geschäftliche Angelegenheit.“ Sie erhob sich unvermittelt. „Du mußt mich jetzt für eine Weile entschuldigen. Ich muß mal in der Küche nach dem Rechten sehen. Mutter wird bald zurück sein. Also, du bleibst zum Essen.“ Und ganz nebenbei: „Ich will mir noch überlegen, ob ich mitkomme.“

Flip sah ihr nach, wie sie mit leichten Schritten da-

vonging. Eine leise Unzufriedenheit blieb in ihm zurück. Er ärgerte sich über die Art, in der sie die ihm so wichtige Unterredung abgebrochen hatte. Ihre Küchengeschäfte ernüchterten ihn ein wenig. Er trieb sich im Park herum und ging zum Hundezwinger, in dem ein Wurf junger Doggen, von der Mutter betreut, spielte. Er wäre gern hineingegangen, aber die alte Hündin knurrte ihn grimmig an.

Das Auftreten Frau Henriette Hogracht-Kastors war stets von einem gewaltigen Pärmaufwand begleitet. Ihre kräftige Stimme mischte sich mit dem heftigen Gebell des Doggenruden, der zu dem Wurf im Zwinger verholten hatte. Flip hörte den Aufruhr bis in die entlegenste Ecke des Parks. Er straffte sich und wandte sich entschlossen dem Wintergarten zu.

Die Begrüßung erfolgte dort. Die stattliche Dame streckte dem Nessen ihre kräftige Hand entgegen.

„Hallo, Herr Nesse! Ein seltener Gast, für wahr!“

Um den Gegenjah herauszuheben, verneigte sich Flip mit übertriebener Zärtlichkeit, wie ein Kavalier, der zur Quadrille antritt.

Grietje war hinter Tante Henriette getreten und beobachtete mit heimlicher Besorgnis.

Mit unbeschreiblichem Gesicht musterte Henriette Hogracht den Nessen. Es zuckte darin von Spott und Hohn, aber dahinter schien sich ein anderes Gefühl zu verbergen. Noch Flips Hand haltend, zog sie ihn zu sich heran, legte den Arm um ihn und führte ihn so vor Grietje. In ihrem ganzen Wesen lag etwas ungeheuer Vitales.

Und dann sagte sie lachend: „Hier stelle ich dir, teures Mädchen, den größten Journalisten unsrer Zeit vor. Hast du sein letztes Werk gelesen? Es prangt im gestrigen Blatt auf Seite drei, rechte Spalte oben. Es wurde bei meiner heutigen Direktionsitzung öffentlich vorgelesen, als pikante Vorispeise gewissermaßen. Teurer Nesse, ich danke dir namens des Direktoriums der Hograchtwerke. Die gute Stimmung blieb bis zum Schluß, und das kam der Verhandlung sehr zugute.“

Flips Nasenspitze war etwas blaß geworden. Henriette Hogracht fuhr fort: „Dieser große Schriftsteller brachte es fertig, am Grabe des ehrenwerten Dr. e. h. Unruh einen Cancan von Pariser Grisetten tanzen zu lassen, und Groß hielt die Leichenrede. Wirklich höchst originell und wunderbar! Gratuliere, lieber Junge!“

Flip bekämpfte seine Wut und sagte freundlich: „Es freut mich, liebe Tante, daß mein Bericht deinen und deiner hohen Herren Beifall gefunden hat. Ich finde selbst, daß er mir recht anständig gelungen ist.“

Grietje litt unter der Begrüßung. Sie wußte, daß der Hohn ihrer Mutter so falsch war wie die bissige Ruhe Flips. Sie wollte die peinvolle Situation unterbrechen und bat die beiden zu Tisch.

„Gut“, sagte Henriette Hogracht auch sofort, „gehen wir essen.“

Es gab einen richtigen „Weiberfraß“, wie Flip mit heimlicher Verachtung feststellte: eine Kalfschale, einen

Fisch, Budding, Obst und Käse. Ein wenig wurde Flip durch einen starken Rokka, einige Gläser Kognat und eine dicke Zigarre entschädigt.

Henriette Hogracht erleichterte Flip den Beginn der Unterredung, indem sie sagte: „Grietje deutete mir schon an, daß du etwas auf dem Herzen hast. Schade. Ich bildete mir schon ein, daß du nur unsertwegen gekommen bist. — Also?“

Grietje, die neben ihrem Sessel stand, glaubte ein gutes Wort für Flip einlegen zu müssen: „Ich habe Flip schon angedeutet, Mutter, daß er meiner Meinung nach nicht vergeblich gekommen ist.“

Henriette sah zu ihr auf: „Deiner Meinung nach“, spottete sie, „aha . . .! — Liebes Kind, ich glaube, dieser junge Mann ist deiner Fürsprache nicht wert.“

„Und ich lege auch keinen Wert auf eine Fürsprache“, warf Flip heftig ein.

Grietje zog es vor, die beiden allein zu lassen. Flip tat ihr leid. Sie hätte ihm so gern geholfen; aber sie durfte ihm gegenüber kein Mitgefühl zeigen. Er vertrug das nicht. Und zudem hatte sie so gut ihren Stolz wie er den seinen. Oh, sie verstand Flip ausgezeichnet, vielleicht besser als er sich selbst. Sie kannte seine Fehler: er war zu feinsüßig, sein Stolz und sein Eigenwille waren allzu stark ausgeprägt. Er hätte in kürzester Zeit eine große Stellung in den Hograchtwerken bekleiden können. Er hätte Auto und Reitpferd haben und den großen Herrn spielen können. Aber er wollte nun einmal durchaus seinen eigenen Weg gehen. Grietje wußte, daß es nicht den geringsten Zweck hatte, ihn von seinem Wettbewerb abbringen zu wollen.

Jetzt also saßen die beiden im Zimmer und probten aneinander ihre Dickschädel aus. Ohne Umschweife brachte Flip sein Anliegen vor — wie ein Spieler, der alles auf eine Karte setzt, weil er doch nicht mehr so recht an seinen Gewinn glaubt.

Und ebenso geradezu schlug Henriette Hogracht ab: „Es ist ja gewiß recht menschenfreundlich von dir gedacht, einem Familienvater unter die Arme greifen zu wollen. Aber was du beabsichtigst, dieser Wettbewerb, das ist eine Spielerei, die sich dem bisherigen Inhalt deines Lebens würdig an die Seite stellt. Ich halte es für richtig, dir das unbeschönigt zu sagen. Du willst nicht arbeiten. Du bist Journalist geworden gegen meinen Willen. Du hast deinen Platz als Journalist nicht ausgefüllt, du bist bei Brandenburg geslozen. Jetzt hast du dir eine neue Idee zurechtgemacht, um weiterhin ohne Disziplin und ohne Pflichtgefühl durchs Leben zu strolchen. Das ist typisch für dich, für die jungen Männer unserer Zeit: du willst nur das tun, was dir behagt. Du willst nicht begreifen, daß man auch Mädchen sein kann, du willst dich nicht einfügen, du willst keinen Herrn anerkennen. Zur Ausführung einer solchen Lächerlichkeit gebe ich keinen Pfennig. Meinen Vorschlag kennst du ja: tritt in meinen Betrieb ein! Verne! Arbeite von der Pike auf! Versuche ein vernünftiger Kerl zu werden und heirate Grietje!“

Henriette Hogracht hatte sich aus der anfänglichen Festigkeit in einen herzlichen Ernst hineingeredet. Flip wäre es lieber gewesen, sie wäre bei ihrem höhnischen Ton geblieben, an dem sich sein Zorn neu entflammt hätte. Nun sah er ziemlich bedrückt und klein vor ihr. Trotzdem blieb er hartnäckig. Seine Erwiderung fiel ziemlich knapp aus: „Ich habe gewußt, daß du meine Bitte abschlagen würdest. Wie ich dich kenne, erübrigt sich wohl jede weitere Erörterung. Ich möchte dich nur noch einmal darauf hinweisen, daß ich mir meinen Beruf allein suche. Auch meine Frau. Da wir uns in dieser Beziehung so wenig verstehen, halte ich es für besser, wenn sich in Zukunft unsere Wege möglichst wenig kreuzen.“

Flip hätte sich eigentlich jetzt erheben müssen, um sich zu verabschieden. Aber er blieb sitzen. Er wartete darauf, daß ihm zu guter Letzt noch irgend etwas zu Hilfe kam. Frau Henriette Hogracht sah aber unbewegt, mit grimmig verschlossenem Gesicht. Da stand er endlich auf: „Also dann . . .“ sagte er und streckte ihr die Hand zum Abschied hin.

Die Hand wurde genommen, wurde gedrückt. Statt

eines Abschiedswortes sagte die Tante Henriette sehr ruhig und überzeugt: „Du bist ein großer Schafstopf, Philipp.“

Als Flip die Diele durchquerte, trat plötzlich Grietje auf ihn zu. Sie hatte auf ihn gewartet. An seinem Gesicht erkannte sie den Ausgang der Unterredung. Sie wollte ihm etwas Gutes sagen. „Flip, ich habe es mir überlegt. Wenn du Wert darauf legst, komme ich also heute nachmittag mit.“

Flip sah sie erstaunt an. Sie schien verwirrt zu werden unter seinem Blick. Sie fragte hastig: „Wann triffst du dich mit ihr?“

„Wenn du wirklich mitkommen willst, so sei, bitte, um vier Uhr am Haupteingang zur Bau-Ausstellung!“ Er gab ihr die Hand und ging dann.

Als Grietje dann zu ihrer Mutter hineinkam, sah diese im Klubfessel. Grietje ging um sie herum und machte sich im Zimmer zu schaffen. Vielleicht war hier ihre Zartheit und Teilnahme noch angebrachter wie bei Flip. Aber Henriette Hogracht schien die Anwesenheit Grietjes überhaupt nicht zu bemerken.

Nach einer ganzen Weile erhob sie sich mit einem Seufzer aus dem Sessel. Halb laut sagte sie vor sich hin, als führe sie einen Gedanken laut zu Ende: „Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ihm diese unsinnige Geschichte mit dem Wettbewerb gelinge.“

Grietje horchte auf. Sie wußte nicht, was sie aus dem Anspruch machen sollte. Sie konnte heute noch nicht ahnen, welche Beweggründe dahintersteckten. Sie hätte gern eine Frage gestellt. Aber da war die alte Dame schon aus dem Zimmer gegangen.

Offe Söreland war schlechter Laune. Genau wie bei Flip war das auch bei ihr sehr stark ausgeprägte Selbstbewußtsein erschüttert. Daran war nicht etwa Flip, sondern ein Brief schuld, den sie an diesem Morgen erhalten hatte. Der Brief kam aus Amerika, aus Pittsburg, wo ihre Eltern lebten, der Vater ein geborener Schwede, die Mutter eine geborene Brandenburg, die Schwester des Verlegers. Offe hatte das Gesicht des Vaters, des weißblonden Sörelandsöhnes, mit den schräg stehenden Augen und der hellen gesunden Haut.

Sie sah auf der Terrasse und las mit mißmutigem Gesicht zum zweitenmal das mütterlich wohlwollende Schreiben.

„. . . Pa und ich haben gewiß nichts dagegen einzuwenden, daß Du Dich noch einige Zeit bei Deinem Onkel aufhalten willst, um, wie Du schreibst, Deutschland kennenzulernen, obwohl wir nicht recht begreifen, wie Du das kannst, da Du in diesen zwei Monaten noch nicht aus Berlin herausgekommen bist. Der Verdacht, den wir hatten, daß Du Dich so unvermutet zu dieser Reise entschloßest, verstärkt sich. Jedenfalls ist es recht eigenartig, daß Du Pittsburg verlassen hast, ganz kurz bevor wir den Besuch von Thomas Mac Farland erwarteten. Pa und ich meinen, daß Du ihn Dir doch wenigstens hättest ansehen können. Er ist ein recht ansehnlicher Mensch . . .“ (Fortsetzung folgt.)

Alter Markt.

In allen Eden nistet noch verträumt
Verklungenes Wort und Rest der alten Zeit;
Es hat der Alltag noch nicht ausgeräumt
Verblichener Bilder letzte Kostbarkeit.

Da mahnt ein Giebel dich, zierlich geschmückt,
An großer Gilden bunte Handwerkskunst;
Die niederen Häuser stehen grau gebüdt
Unter der Kathedrale frommer Gunst.

Der Brunnen plätschert wie vor Jahr und Tag
Im Schatten eines alten Veteranen
Mit breiter Krone, zu der Glode Schlag
Jittern die Blätter wie gesenkte Fahnen.
Du würdest staunen nicht, wenn ungefähr
Jetzt in dein Fenster über diesem Erker
Ein blonder Mädchenkopf erschienen wär
Und lächelste aus jenen Zeiten her
Der Meisterfinger und der klugen Merker.

Alfred Hof.

„Himmelfahrt“.

Die wunderbare Geschichte eines berühmten Bildes.

Von Rudolf Predeek.

Als Peter Paul der Große von dem Gerüst steigt, das mit Brettern und Balken vor seiner „Himmelfahrt“ steht, da ist ihm fast leid, daß er dieses Werk seiner schönsten Mannesjahre abgeben soll nach Brüssel. Denn das ist nun ein wahres Meisterwerk geworden, und, beim Heiligen Lukas!, was für Aufhebens haben die Herren schon davon gemacht und artige Komplimente, als die Jungfrau noch nicht ganz so leicht im Raum schwebte und als auch bei den Jüngern das richtige Staunen und die verwunderte Bewegung noch nicht zu sehen war! Und die alte Frau da unten links, der er das Gesicht seiner Nachbarin Hille gab, an der hat er seinen besonderen Spaß, wie sie in den leeren Grabstein schaut und noch immer nicht verstehen will, daß darinnen nichts mehr ist als die weißen Tücher, in die sie doch selbst die heilige Frau gelegt! Jetzt wird der Name Rubens in Brüssel heller klingen als der von van Voos de Momper, oder von Joost van Winghe oder gar von Cornelius de Vos, die den Deutschen aus Siegen im Kölnischen sowieso schon scheel genug ansehen. Und erst an die Bierzig ist er jetzt. Da wird noch manche Holztafel und manches gute Stück Leinwand seinen Ruhm weitertragen können, denn, weiß Gott, er fühlt sich kräftig und schaffensfroh wie nie!

Auf dem Hochaltar von Notre Dame in Brüssel wird die Himmelfahrt zum lebendigen Wunder. In inbrünstigem Staunen kniet das Brüsseler Volk, in alle Lande geht die Mär von dieser Himmelfahrt. So erfährt auch Johann Wilhelm, der sich kürzlich von Meister Grupello ein Reiterstandbild auf dem Markt seiner Residenzstadt Düsseldorf hat aufsetzen lassen. Für 400 gute Brabanter Taler gaben die Brüsseler die „Himmelfahrt“ ab, und im Triumphzug hoben kurfürstliche Soldaten auf ihren Schultern das holzgemalte Wunder nach Düsseldorf.

Fünf Jahrzehnte später tummeln sich Hispanier, Franzosen und Preußen im Lande. Städte brennen, Kunstwerke werden vernichtet. Der Kurfürst schickt seine ganze Bildergalerie nach Mannheim. Die „Himmelfahrt“ steht schon auf dem Marktplatz neben Jam Wellms Standbild. Aber kein Mensch weiß Rat, wie man solch hölzernes Ungetüm fort-schaffen kann. So bleibt es eben in der Stadt und bleibt auch ohne Schaden. Nicht schlimmer gings anno 1794. Von Westen her fladerten welsche Wirren ins deutsche Land. Französische Kanonen schießen das Residenzschloß in Schutt und Asche. Nur das kleine Galeriegebäude mit dem Rubens bleibt verschont. Und noch ein paar Jahre später, als die Preußen kamen, meinte man nichts anderes, als daß nun die letzte Stunde des Bildes gekommen sei. Aber unversehrt kommt es aus der alten Lambertuskirche zurück und hängt von nun an in langer Ruhe.

Aber da auf einmal greift die größte Gefahr nach dem nunmehr 250jährigen Kunstwerk. Ein Jahr nach dem Franzosenkrieg steht an einem Morgen das ganze Schloß in hellen Flammen. Sparren brechen, Wände stürzen, turmhoch wüten rings die Flammen und schlagen von Dach zu Dach und durch alle Fenster rast der rote Hahn. Zu Tausenden stehen die Menschen vor der Grausamkeit dieser Vernichtung. Da drinnen in der Glut hängt die „Himmelfahrt“, ihr Eigen und ihr Heiligtum. Wenn nicht der Himmel hilft, es ist verloren! Und der Himmel hilft wiederum. Das ganze Schloß ist niedergebrannt, schwarz und zerborsten stehen noch Turm-mauer und Mittelwände. Nur der letzte hintere Saal ist unversehrt geblieben und in dem hängt — Zufall über Zu-fall! — vorübergehend auch die „Himmelfahrt“, die man vor einigen Tagen, wer weiß aus welchem Grund, dorthin-geschafft hat.

Altertum und unverständige Hände, bewegtes Schick-sal und Meister und Kitt haben allmählich die Pracht des Bildes zernagt und zerfurcht. Dider Spachtel klebt auf weiten Flächen. Der Engel rechts im Bilde, der die Gottes-mutter so leicht und leicht umschweben soll, ist unter der Schmiererei von Farbe und Firnis ganz müde und schwer-fällig geworden. Ein gelblich brauner Brei verfletzte die gesamte Fläche, überall Geschmacklosigkeit und gutgläubige Dummheit. Die Kunstakademie in Düsseldorf, steht mit Schreden die wachsende Gefahr. Nicht minder schlimm ist die, als der Brand vor 50 Jahren, aber empfindlicher noch, weil unter dem Mangel an Mitteln das Werk vor aller Augen langsam und sicher vergeht.

Da aber erhebt der besorgten Kunstakademie der Freund, dessen Name mit der Geschichte des Bildes in Zukunft ver-bunden bleibt. Der Direktor der staatlichen Schlösser, Ministerialrat Gall in Berlin, ein Kenner dieses Schatzes

im Westen des Reiches, weiß von der Gefahr und Not und gibt dem besten seiner Meister, dem Restaurator Wilhelm Uhlworm — klingt der Name nicht schon wie Verbindung mit alten Büchern und Bildern? — den Rubens zur Betreu-ung. Der hat den richtigen frommen Respekt vor dem Meister und vor dem Werk. Er sinnt und prüft, löst behut-sam Firnis und Spachtel, entfernt Kitt und Übermalung und legt in ganzjähriger Arbeit, Stücken für Stücken von der herrlichen Pracht des Bildes wieder offen.

Nun umspringt wieder das ganze holde Engelsbubenge-sindel mit seinem lieben Gestammel die im Himmelslicht schwebende hohe Frau. Segnende Mutterhände breiten sich wieder über die Bestürzung der Jünger und Frauen. In köstlicher Wichtigtuerei helfen die Engel wieder Wollen-zügel tragen, und unten, in der alten Pracht der Rubensschen Farben, da ist unter den Menschen, die zurückblieben, alles Menschliche wieder wachgeworden. Glauben und Hoffen, Niedergeschlagenheit und Bitterkeit, Gefühl der Verlassenheit und Sehnsucht nach Rettung — — ist das nicht, als wenn er es für heute und für unsere Not geschaffen hätte, Himmels-fahrt aus dem Leid unserer Tage?

So wirkt das Bild von neuem seine Wunder und reißt alle, die kommen, mit sich zum Glauben an Dinge, die höher sind als Geld und Gut und stärker sind als Zwist und Kummernis unserer Tage.

Reford.

Skizze von Irene von Schellander (Salzburg).

Die berühmte deutsche Refordschwimmerin saß auf der kleinen Terrasse vor ihrem Hotelzimmer und blickte hinunter auf den See. Sie war spät angekommen. Gelangweilt hatte sie in den aufsteigenden Blättern ihr Bild wiedergefunden, wie sie trainierte, sich anklebete, mit ihren kleinen Eisbären spielte — und hatte nochmals betont, abzureisen, sowie ihr Name preigegeben würde.

Und nun dunkelte vor ihr unter Hochsommerdunst nächst-lich der See. Glimmend und schwellend, Ringe sprühten, und ein feiner, summender Ton blies über den Sand.

Ah, hinüberschwimmen, wo es ins Schwarze grünt, köst-liche Kühle nach heißem Reisetag! Morgen, da badet die ganze Sommergesellschaft. Aber heute, bei Vollmondaufgang, sie allein! Mit einem Ruck schnellte sie auf. Prüft: Fünf Viertelstunden zur Vergleiche ungefähr, zweieinhalb Stun-den zusammen, für sie. Spielerei für die Uberschwimmerin des Kanals, die Trägerin des letzten Frauenrefords! Auch Mannesreford wird sie noch erreichen! Im Winter durch-hatte sie die Eisbade an der Nordsee, um zu baden: hinein, hinaus, mehrmals, im Schneesturm, jeden Tag.

Schon eilt sie lachend die Stufen hinunter und aus dem Lichtkreis. Unter Waldbüchen tastet, schmal und gelenk, ihr Fuß in gurgelndes Dunkel. Und straffe, gebräunte Nackt-heit wirft sich mit kleinem, wohligem Aufsteigen in gisch-tende Wellen. — — —

Je weiter vom Strand, um so läster wurde der See. Er gab auch nicht dieselbe mühelose Leichtigkeit wie das Salzwasser. Um so mehr Ansporn. Immer weiter zurück blieben die Lichter. Wie ein Pfeil schnitt sie durch leise be-wegtes Blaugrün. Glanz erglückt. Aber schneeblühendem Gipfel randet und rundet es dunkelrot: der Mond. Weit, weit irgendwo Schlag Zwölf. Noch die halbe Strecke zum Ziel.

Es schnell und schnalzt wie schillernde Silberstücke. Dann und wann, eiskalt, ein reißendes Aufsprudeln unter ihr weg.

Da stößt sie, ausholend, an etwas Schleimiges, Schweres. Ein Ungeheuer treibt zuweilen in solchen Gewässern, ein Utrakter unter den Fischen, Algen am lebendigen Schuppen-leib . . . Aber was ist das? Wellenhaft schlingert es dro-hend vor ihr auf — verquollene, fürchtbare Augen, ent-formte Züge tauchen überrieselt aus strähnig schütterem Bart — eine gedunsene Leichenhand schwappt an ihren Arm — und wie Schatten versinkt es. —

Sie schreit, rasend, überschallend, und stößt geradeaus vor in wildem, betäubendem Grauen. An den Beinen packt, schleudert es — „Hilfe! Hilfe!“ um Himmelswillen „Hilfe!“ Wer hört es? Allein, ganz, ganz allein im Wasser — aber das Gräßliche hinterher, das Grauen, der Tod! Ach will nicht — ich will nicht. Nicht müde werden! Das Herz dröhnt. Schreien schwächt. Atmen! Tief atmen! Nicht nachlassen — die Weltrefordträgerin — ertrunken — in einem See! Irr-sinnig immer geradeaus gehend, durchzuckt es sie, daß sie heute noch zurück muß — — über den See! Nicht denken — Land, Land — hier näher! Sich zusammenreißen — die

Kiefer trennen ihr aneinander — Wärme unter den Bäumen — Wärme! Schweiß bricht ihr über's Gesicht, die Glieder straffen sich nicht mehr, sie peitschen und tappen wie der Taumel einer ablaufenden Maschine. Wasser — Schiffs in beiden Händen — knirscht, knist, hält! Zerrissene Finger und Knie. Zubodentaumeln, Sichwälzen im braunen, tiefen, warmen Laub, Sichverwühlen — und nichts mehr wissen. —

Aber sie träumt. Verworrenes, Gräßlichkeiten: Zurück über den See! Aufschreckend erstarrt sie. Grau dunstet der See unter einzelnen Sternen, und der Mond geht unter. Zurückfahren, solange die Lichter drüben noch den Weg weisen! Sie ist naht. Und das Ufer ist unbewohnt. Und lieber als so zum Gelpödt — lieber noch ertrinken! Wie der andere. Im See.

Da rafft sie sich auf, biegt das zischende Schiff und gleitet ins Wasser.

Nichts kehrt so lähmend noch an ihrer Kraft, wie dieser . . . Reford gegen einen Toten. Als habe das langvertraute nasse Element selbst in graufiger Angestalt plötzlich, ein Feind, sich gegen sie erhoben — und nun muß sie es noch einmal wie in einem schrecklichen Traum versuchen. Wo war es? Liegt es noch vor ihr? Aber überall kann es auch sein, überall. Nebel spinnt; ungeheuer dehnt sich der kleine See. Und die Lichter . . . versinken. Aber sie muß . . . und sie will . . . und sie wird einmal, ein einziges Mal nur noch kämpfen — um Sieg — durchkämpfen — und das Ufer gewinnen. Und sie erreicht es.

Die berühmte Refordschwimmerin lag wochenlang in einem Sanatorium und phantasierte von ihrem Erlebnis und erregte damit noch einmal allgemeines Aufsehen. Dann hörte man nur noch, daß sie ihren Arzt geheiratet hat und seit dem Abenteures im See, von abergläubischer Furcht befallen, nie wieder zu schwimmen wagt.

Der rettende Ausweg.

Eine Fabel von Albert Reinick.

Die Tiere aller Erdteile waren zu einer internationalen Konferenz zusammengetreten, um über die allgemeine Weltkrise, die sich auch unter ihnen auswirkte, zu beraten.

„Die zunehmende Zerrüttung der weltwirtschaftlichen Verbindungen ist mehr als beklagenswert“, begann die Giraffe. „Die hohen Zollmauern sind unübersehbar, selbst für mich, trotz meines langen Halses!“

„Dann muß man sie eben überspringen!“ rief ein vorlauter Affe.

„Oder unterwühlen!“ ergänzte boshaft der Maulwurf.

„Ich fordere Freiheit des Welthandels!“ schrie aufgeregt die Kuh. „Wir ersticken beinahe in unseren Molkerei-Produkten. Die Verhältnisse sind furchtbar. Es geht wirklich auf keine Kuhhaut mehr!“

„Ist es nicht bedauerlich“, sprach der Kakadu, „daß man bei uns in Brasilien den Kaffee zentnerweise verbrennen mußte? Es war bis in den Urwald zu riechen und ging mir stark auf die Nerven. In großen Mengen wurde er auch ins Meer geschüttet, daß die armen Haisfische über Herzbeschwerden klagten!“

„Mir wäre schließlich alles einerlei“, stöhnte die arme Feldmaus, „wenn ich nur einen großen Sad voll Geld hätte, dann könnte die Weltkrise meinethalben ruhig andauern!“

„Das glaube ich gern, du Hungerleiderin“, grinste der wohlbeleibte Hamster.

„Jedem seine eigene Notenpresse!“ schlug der Esel mit einem Anflug von Ironie vor.

Allgemeine Heiterkeit.

„Ich bin für Streichung sämtlicher Schuld- und Zinszahlungen!“ brummte in fürchterlichem Haß der Bär und schlug wütend mit seiner Tasse auf den Tisch, daß die andern entsetzt aufsprangen.

„Eine Weltrevolution wird das Ende vom Liede sein!“ sandte giftig der schwarze Buma, und seine Rahenaugen schillerten grün wie die des Teufels.

„Wenn gar nichts mehr hilft, dann einfach feste zwischen schlagen!“ brüllte der Tiger grimmig.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. G. Anther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.

„Oder allenfalls ein niederknien!“ lachte wild der Elefant und ließ entsetzliche Trompetentöne aus.

Die Raubtiere zollten lebhaften Beifall.

Die Aufregung steigerte sich zusehends. Alle brüllten durcheinander. Nur das Lamm sah still in einer Ecke.

„Das Lamm hat noch nicht gesprochen, vielleicht weiß es einen rettenden Ausweg!“ riefen die anderen höhnisch. „Was hast du uns zu sagen, du Sinnbild der Geduld und Sanftmut?“

„Wohl wüßte ich ein Mittel“, sprach ruhig das Lamm, „das uns den Weg aus unserer großen Not weisen würde.“

„Und was wäre das?“ fragten alle neugierig.

„Die Liebe!“

Tiefes Schweigen. Alle sahen sich betroffen an. Dann erhob sich ein wilder Lärm, und unerhörte Schmähebreden prasselten auf das arme Lamm nieder, das in höchster Lebensgefahr geriet.

Der Fuchs, als Präsident, rührte heftig die Glode und sprach diplomatisch: „Das Lamm hat so unrecht nicht. Doch gilt dies Mittel eben nur für Schafe . . .!“

Welt u. Wissen

Wie Persien modern wird. Persien besitzt 500 Flugzeuge, während das uralte Ochsenfuhrwerk noch überall durchs Land zieht als Zeuge eines gemächlicheren Zeitalters. Schon aber saust das Auto an ihm vorbei, denn nicht wenige Perser besitzen eine solche Maschine. Die Straßen, die von der Küste nach Teheran führen, umfassen an die 200 Kilometer und die Signale warnen vor nicht weniger als 200 gefährlichen Kurven. Trotzdem sausen Tag und Nacht in gefährlichstem Tempo die modernsten Wagen vorüber, von Eingeborenen gelenkt. Die Schluchten rechts und links von diesen halbbrecherischen Straßen, sind der Sage nach gefüllt mit den Bräsen von gestrandeten Autos, neben den Leichen der Kamele. Und doch sträuben sich die Automobilisten mit Händen und Füßen dagegen, daß eine behördliche Prüfung der Bremsen vor Antritt einer solchen gefährlichen Bergtour angeordnet werden soll. Es wirkt phantastisch, so schildert den Eindruck ein englischer Beobachter, wenn neben den dahinsausenden Autos die Kamel-Karawanen sich bewegen wie zu Abrahams Zeiten — wenn sie nicht rechtzeitig ausweichen, sind sie verloren. Derart vollzieht sich der Handel im modernen Persien, das — fast viermal so ausgedehnt wie Deutschland — den Vorpösten von Zentralasien bildet. Die Modernisierung nimmt von Tag zu Tag ein schnelleres Tempo an in diesem Lande, dessen Schah-Diktator ursprünglich Stallknecht gewesen sein soll. Jetzt ist die Krone des Darius in seiner Familie erblich. Er soll übrigens eine eindrucksvolle Erscheinung sein, mit dem Blick des Adlers. Teheran, die Hauptstadt, ist eine einzige riesige Werkstatt. Die Straßen ermangeln fast ausnahmslos der Pflasterung. Man stößt bei jedem Schritt auf Sand-, Stein- oder Zementhaufen und auf die Gerüste von Neubauten; denn in allen Stadtteilen sind die alten Gebäude niedergegerissen worden und die Stahlkonstruktionen wachsen empor. Alle persischen Städte wachsen treibhausartig, nicht in die Breite, sondern in die Höhe. Sie strecken sich nicht aus der Wüste, die sie so oft umgibt, auch nicht nach den nahen Bergen, sondern in den Himmel. Es gibt eine Pferdebahn, wie ein Zugeständnis an die gute alte Zeit, während die modernsten Autobusse durch die Hauptstraßen sausen. Die Pferde sind mit tabballistischen Zeichen tätowiert, Mähne und Schweif mit Hennahrot gefärbt. Hennah spielt in Persien überhaupt eine große Rolle: man sieht rotgelb gefärbte Nägel und Handflächen und rotgefärbte Bärte. Alle Perser tragen übrigens heutzutage dieselbe Kopfbedeckung: eine Art Militärmütze, die aus vielen grellbunten Tuchstücken zusammengenäht ist. Im modernen Persien nimmt der englische Einfluß ständig ab; es ist vor allem Deutschland, das neben Frankreich ein gutes Geschäft in Persien macht; 50 Prozent des gesamten Handels aber hat neuerdings Rußland in die Hand bekommen. Eine neue russische Bank ist jüngst in Teheran gegründet worden, die überaus rührige russische Handelsvertretung zeigt eine bemerkenswerte Geschwindigkeit. Täglich wächst auch der Import von deutschen Flugzeugen. Überall entstehen neue Flughäfen, deren Personal ausschließlich aus deutschen und französischen Spezialisten besteht. Durch die Gebirge werden neue Straßen gebaut, Häfen werden angelegt und die Ölgewinnung auf den Bahrein-Inseln im Persischen Golf wächst ununterbrochen. Deutsche und französische Ingenieure bauen die Eisenbahn, die Benderschahpur am Persischen Golf mit Benderschah an der Bucht von Astrabad verbinden wird.